Dr. h.c. Ulrich Schwemer

Predigt zu Jak 2, 14-26

(gehalten am 20.10.2019 in der Ev. Stadtkirche Michelstadt)

Der Jakobusbrief wurde von Martin Luther mit dem wenig schmeichelhaften Verdikt „ströherne Epistel“ versehen. Tatsächlich passte die Frage nach dem Zusammenhang von Glauben und Werken weder wirklich zur paulinischen Frage nach der Rechtfertigung des Sünders noch zur Frage Martin Luthers „Wie bekomme ich einen gnädigen Gott“. Beiden war es wichtig, dass der Mensch keine Leistung erbringen muss noch kann, die er vor Gott ins Feld führen kann.

Andererseits ist natürlich ein Glaube, der sich nicht auch im menschlichen Handeln auswirkt, wenig wert. In diese Wunde legt der Verfasser des Jakobusbriefes die Hand und fragt - mit einem allerdings sehr zynischen Beispiel - nach einem Glauben, der seiner Überzeugung keine Taten folgen lässt. Fasst im Stil einer Karikatur lässt er den Gläubigen gegenüber einem armen, zerlumpten und hungernden Menschen in fromm-süßlicher Weise sagen, er möge sich aber bitte schön warm anziehen und auch genug essen.

Zynischer geht's kaum. Woher denn nehmen, wenn nicht stehlen?

Der Verfasser hat recht, nur muss an dieser Stelle auch gesagt werden, dass es für ein anderes, helfendes Handeln keinen besonderen Lohn gibt. Insofern ist die ganze Debatte ein Streit um des Kaisers Bart.

Vielmehr geht es um etwas anderes. Wir leben in einer Welt, die sehr viele Mängel hat. Es gibt Überheblichkeit, Hochmut, Gewalt, Neid, Mord und Totschlag. Es gibt aber auch Mitgefühl, Mitleid, Erbarmen, Liebe, Rücksichtname und helfende Hände.

In diesem Spannungsfeld bewegt sich unser Glaube, und in diesem Spannungsfeld muss er sich auch bewegen. Er muss sich hineinweben in die Wirklichkeit der Schöpfung, die eben nicht mehr paradiesisch ist, sondern die den Sündenfall kannte und auch Kain und Abel erleben musste. Mit der Ahnung einer vollkommenen Welt verwebt sich der Glaube mit der tatsächlichen Wirklichkeit und muss in diesem Spannungsfeld auch Position beziehen.

Tatsächlich helfen nicht fromme Sprüche, sondern ein bewusstes Handeln aus dem Glauben heraus. Dazu muss die Welt betrachtet und wahrgenommen werden.

Und in dieser Welt

(oder eigene Beispiele)

* erzählt mir eine Nachbarin, dass ihr Zug nicht mehr weiterfahren konnte, weil ein Mann seine Frau mit einer brennbaren Flüssigkeit übergossen hat und versucht hat umzubringen,
* lese ich in der Zeitung, dass ein Mann eine Wohnungstür eingetreten hat, weil er dahinter seine von ihm getrennt lebende Frau vermutete. Es war aber die falsche Tür. So entschuldigte er sich und ging. Was wäre wohl passiert, wenn die Frau wirklich dort gewesen wäre,
* höre ich, dass ein Mann seine Freundin, die sich von ihm trennen will, mit Säure überschüttet hat.

Nur wenig Beispiele, aber mit leichten Veränderungen doch erschreckend oft berichtet. Welches Selbstbild haben diese Männer, welches Menschenbild? Mancher mag entschuldigen, es gebe auch gewalttätige Frauen. Was nicht bestritten werden kann. Dennoch gibt es offensichtlich ein männliches Selbstbild das Kränkungen nicht hinnimmt und sich selber berechtigt sieht, seine Männlichkeit mit aller Macht und Gewalt bis hin zum Totschlag durchzusetzen.

Und da kann ich als Christ - vielleicht sind diese handelnden Personen sogar selbst getaufte Christen - nicht tatenlos zusehen und zur Tagesordnung übergehen. Hier muss ich mit dem Menschenbild meines Glaubens Fragen stellen, Positionen beziehen und nach Möglichkeit korrigierend eingreifen. Ich frage nach den ethischen Grundlagen des menschlichen Handelns, nach dem Verhältnis von Männern und Frauen, auch nach dem Verhältnis von Konfessionen und Religionen zueinander.

Und in diese Fragen hinein gehört auch der - zum Glück misslungene, wenn auch dennoch mörderische - Anschlag von Halle. Hier kann ich nach den Beweggründen fragen, die diesen Mann bestimmt haben. Laufe damit aber Gefahr, sie einem fehlgeleiteten, verwirrten Menschen zuzuschreiben. Ich frage aber viel mehr nach dem Boden, auf dem diese Tat eigentlich gedeihen konnte. Leider muss ich feststellen, dass Brechts Wort „Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch“ absolut gültig ist (aus: Der unaufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui, 1941 im finnischen Exil geschrieben).

Und die bittere Erkenntnis der Aktualität dieses Wortes muss auch unser Reden und Predigen bestimmen. Denn es sind die öffentlichen Tabubrüche rechtsextremer Gesinnungen in und außerhalb unserer Parlamente, die den Boden bereiten für derartige Taten, die unsere Demokratie untergraben, die gefährlich werden für alle Menschen, die diesem rechten Weltbild nicht entsprechen.

Es ist gut,

dass es nach der Tat in Halle eine Fülle von Solidaritätsbekundungen und großen Städten aber auch auf dem flachen Land gab,

dass es viele Worte der Ermutigung für die jüdischen Gemeinden gab

dass auch die beiden Opfer dieser schlimmen Tat nicht vergessen wurden,

dass auch die Kirchenleitung der Ev. Kirche in Hessen und Nassau den jüdischen Gemeinden im Bereich Hessens in einem Schreiben ihre Solidarität bekundete

Es ist schlimm,

dass es Menschen innerhalb und außerhalb des Parlaments gibt, die diese Solidaritätsbekundungen verunglimpfen,

dass die beiden getöteten Opfer missbraucht werden, um den Hintergrund der Tat zu verschleiern.

Und: Wie würde es wohl in Halle zugehen, wenn der Täter Ausländer gewesen wäre?

Inzwischen gilt es nicht mehr nur, den Anfängen zu wehren. Längst sind es keine Anfänge mehr. Hass, Rassismus, Antisemitismus haben sich längst wieder breit gemacht in unserer Gesellschaft.

Wir können nicht schweigen zu den Ereignissen, die geschehen sind.

Wir können nicht schweigen zu den Ängsten, die durch solche Taten wie in Halle ausgelöst werden.

Wir können nicht schweigen, wenn die Sprache des Hasses das Klima in unserer Gesellschaft vergiftet.

Denn, wenn wir schweigen,

sollten wir bedenken, welchem Treiben wir freien Lauf lassen,

sollten wir bedenken, dass in Halle sich eine Gemeinde versammelte wie wir hier im Gottesdienst,

sollten wir bedenken, dass eingetretene oder zerschossene Türen von Synagogen auch unsere Türen an den Kirchen sein können.

All die geäußerten Worte und auch aktiven Solidaritätsbekundungen in den Tagen nach Halle dürfen nicht fromme Worte und Mahnungen bleiben, nicht Schall und Rauch. Sie müssen eingehen in kirchliches Handeln, Denken, Sprechen.

Der Jakobusbrief weist uns zu Beginn des Kapitel 3 auf die besondere Kraft der Sprache hin. In ihr formuliert sich nicht nur unser Glaube. Sie ist auch und vor allem unsere Möglichkeit, auf das Reden und Handeln in unserer Gesellschaft einzuwirken angesichts einer Gegenwart, in der die Sprache stetig verflacht, verroht, verletzt, erniedrigt.

Jakobus vergleicht die Sprache mit dem Zaumzeug, das man einem Pferd anlegt, das mit leichten Zügelbewegungen gelenkt werden kann. Er vergleicht die Sprache mit dem Steuer eine Schiffes, das der Steuermann mit ganz kleinen Bewegungen des Steuerrades in eine bestimmte Richtung lenken kann.

Und gerade weil Jakobus auch auf die Gefahr hinweist, dass Sprache auch Gift spritzen und viel zerstören kann, sollten wir Christen unsere Sprache, die Sprache unseres Glaubens nutzen, dem Hass in dieser Welt entgegenzutreten.

Die Sprache, die von unserem Glauben geprägt ist, verbindet, heilt und stärkt Menschen gegenseitig.

Die Über- und die Unterschrift könnte lauten:

„Nehmet einander an, wie Christus Euch angenommen hat.“ (Röm 15,7)

So können uns Jakobus und Paulus gemeinsam auf den christlichen Weg bringen.

Amen.